

Reinhard Strüven
Haus der Kunst
Roman

1

Zu beiden Seiten des Aufgangs standen Partyreisende, Kegelclubs möglicherweise, zur einen Seite Frauen, zur anderen Männer, und schnell nahm Clemens wahr, dass sie sich aufeinander zubewegten. Ein Radiorekorder lief, alkoholische Getränke wurden verteilt, Feiernde stießen an, prosteten sich zu; einige hakten sich unter, um zu schunkeln, doch er hatte eher den Eindruck, dass sie sich gegenseitig festhielten, um nicht hinzufallen.

Was an diesem Bild nicht stimmte, war jedoch nur einerseits dies befremdliche Gebaren, viel mehr noch war es der Umstand, dass Clemens schon nach knapp einem Jahr als freier Schriftsteller die Orientierung des normalen Werktätigen völlig verloren hatte. Erst jetzt fiel ihm wieder ein, dass der nächste Tag, ein Donnerstag, Feiertag war, dass vermutlich das halbe Land den Freitag als Brückentag genommen hatte und das lange Wochenende nutzte, um zu verreisen. Niemand hatte ihn gewarnt –, oder waren die ironisch klingenden Bemerkungen des Bahnangestellten, der ihm das Sparticket nach Norderney verkauft hatte, etwa versteckte Warnungen gewesen? Er konnte ja schlecht sagen: Fahren Sie nicht! Ich verkaufe Ihnen das Ticket nicht!, aber dies unbedingte Drängen auf einer Platzreservierung, dieser Rat, doch Reiseproviant mitzunehmen, weil das Bordbistro hoffnungslos überfüllt sein werde, das alles sah Clemens nun in anderem Licht.

Er hoffte, dass sein reservierter Platz nicht genau zwischen diesen beiden Gruppen lag, und natürlich lag er genau dazwischen, und die Annäherung beider ging im Zug weiter, ihm schien: wie eine Schlinge, die sich um seinen Hals zuzog.

Küsschentausch, Brüderschaft trinken, immer mehr Hände an immer mehr unsittlichen Stellen – er hielt sich für keinen Spießler, doch was er sah, dafür hatte er nur dieses eine Wort übrig: unsittlich.

An den nächsten Bahnhöfen stiegen weitere Partygruppen zu, er wunderte sich, wie sie alle Platz im Zug fanden, und er vermutete, dass die Enge, die sich bald einstellte und ihn unruhig werden ließ, nicht Zufall, sondern Absicht war. Noch blieb sein Abteil verschont, bis auf ein älteres Ehepaar – auf dem Weg nach Norddeich, wie es ihm

sagte – saß niemand darin, doch es schien ihm nur eine Frage der Zeit, bis diese Bastion fallen würde, und dass es sich um einen solch alten Zug mit schon abgenutzten Sechserabteilen handelte, den die Bahn einsetzte, auch das leuchtete ihm nun ein.

Gern hätte er sich bis zum Ende der Fahrt verbarrikadiert, hätte die Vorhänge zugezogen, wären da welche gewesen, hätte Zeitungen ausgelegt als Zeichen, dass alles besetzt sei, hätte sich breit gemacht und das ältere Ehepaar ebenfalls gebeten, sich so breit zu machen, wie es ging, doch die beiden machten sich schmal, saßen eng beieinander und hatten die Lehne zwischen sich hochgeklappt. Die Frau hielt sich am Arm ihres Mannes fest, sah ihn ratsuchend an, während sein Blick nach draußen floh, als könne er dort Halt finden.

„Ganz schön was los hier“, sagte Clemens.

Die Frau lächelte, der Mann warf ihm einen kurzen Blick zu.

„Hoffentlich überstehen wir die Reise heil.“

„Ja, hoffentlich“, sagte der Mann.

„Hätte nicht gedacht, dass es so voll wird“, bemerkte Clemens, während er eine Zeitung aus seinem Ruck-sack nahm und sie aufschlug – doch eine Antwort erhielt er nicht mehr, denn die Tür wurde aufgezogen, und mehrere Menschen drängten hinein. Sie besetzten die freien Plätze, zwei davon doppelt, einmal setzte sich eine Frau auf den Schoß eines Mannes, einmal umgekehrt.

Eine der Frauen bot ihm etwas zu trinken an, hielt ihm einen Plastikbecher mit alkoholischem Inhalt dicht vors Gesicht.

Er drehte sich weg.

„Vielleicht mag er lieber Bier“, vermutete einer der Männer und hielt ihm seine Dose hin.

Clemens lehnte ab.

Als die Frau, die sich neben ihn gesetzt hatte, die Armlehne hochklappte, erschien es ihm, als reiße ihm jemand die letzte noch verbliebene Schutzmauer ein. Er machte sich so klein es ging. Eine fremde Hand näherte sich seinem Bein. Er zog es noch weiter zurück.

„Och, Schatzi, sei doch nicht so!“, sagte die Frau, und der Mann skandierte:

„Spaßbremse, Spaßbremse!“

„Nun lass ihn doch“, beschwichtigte die andere Frau, jene, die ihren Partner auf dem Schoß hielt, „ich glaub, der ist noch Jungfrau.“ Sie lachten.

Nach außen hin um Ruhe bemüht, geriet Clemens innerlich in Panik, stand eilig auf, suchte hastig seine Sachen zusammen, bat, man möge ihm Platz machen, er müsse an der nächsten Station raus.

„Das ist noch eine halbe Stunde“, sagte der Mann, und Clemens tat, als habe er ihn nicht gehört. Er verabschiedete sich von dem Ehepaar und verließ das Abteil – was sich als gar nicht so einfach herausstellte, denn zum einen war der Gang voller Menschen, zum anderen hatte er mehr Gepäck als sonst dabei: außer Rucksack und Rollkoffer noch zwei Stofftaschen mit Malsachen, denn er wollte auf der Insel nicht nur schreiben, sondern auch malen. Da er nicht wusste, ob Künstlerbedarf auf der Insel zu kaufen war, hatte er alles mitgenommen: Farbtuben, Keilrahmen, Leinwand, Pinsel, Firniss, Zeichenblock, Kohle- und Pastellstifte. Damit aber war kein Durchkommen, die Taschen fielen zu Boden, Material rutschte heraus. So viel er schaffte, hob er wieder auf. Eine farbige Spur auf dem Boden markierte seinen Weg zum Bordbistro.

Dort wurde gerade ein Tisch frei, er setzte sich, bevor es jemand anderes tat. Vorn an der Theke war es voll, lautes Bierlachen klang herüber. Er packte seinen Proviant aus, aß und trank. Dann nahm er seine Schreibmappe und versuchte, wieder in den Text hineinzufinden, an dem er auf der Insel arbeiten wollte. Doch so gut er in leeren Zügen arbeiten konnte, so schlecht ging es in vollen: Kein einziger Satz gelang ihm, und nach einer Weile klappte die Mappe wieder zu.

Gedankenverloren blickte er auf die vorbeiziehende Landschaft, dachte daran, jetzt schon, am späten Vormittag, ebenfalls ein Bier zu trinken, sich dem Zustand der Partyreisenden anzunähern in der Hoffnung, die Fahrt dann besser zu ertragen.

Eine Frau betrat das Bistro, sah sich einige Augenblicke lang unschlüssig um, kam schließlich zu ihm und fragte, ob an seinem Tisch noch Platz sei.

Sie schien keine Partyreisende zu sein. In der Hand hielt sie ein Buch, aus dem ein rotes Lesebändchen heraushing. Das ließ sie ihm gleich als Verbündete erscheinen; er bejahte und hielt seine Hand anbietend über den freien Platz.

Sie setzte sich, schlug ihr Buch auf, steckte das Bändchen an eine andere Stelle und begann zu lesen.

Nach einer Weile fragte Clemens, ob er stören dürfe. Er bat sie, kurz auf seine Sachen aufzupassen, er wolle Kaffee holen, und er fragte, ob er ihr etwas mitbringen könne.

„Ja, gern, einen Kaffee, ich gebe ihnen das Geld.“ Sie öffnete ihr Portemonnaie, nahm Münzen heraus.

„Zweiachtzig, glaube ich“, sagte Clemens.

Sie gab ihm drei. Er ging nach vorn.

Mit zwei Tassen Kaffee, Milchküchlein, Zuckertütchen, Plastikstäbchen und zwanzig Cent Wechselgeld kam er zurück.

„Fahren Sie auch nach Norderney?“

Sie bejahte.

„Urlaub?“

„Ja. Und Sie?“

„Eher ein Arbeitsaufenthalt.“

„Was arbeiten Sie?“

„Ich schreibe.“

„Ein Schriftsteller.“

„Ja, Schriftsteller.“

Sie schweig und musterte ihn, als hätte er etwas Unanständiges gesagt. Irgendetwas musste am Beruf „Schriftsteller“ sein, das anderen die Sprache verschlug. Vielleicht die Furcht, als Figur in dessen nächster Geschichte zu enden, bestenfalls als Held, schlimmsten-falls als Nieter.

„Auch nur ein Beruf wie jeder andere“, sagte er, um das Gespräch fortzusetzen.

„Ich war bisher der Meinung, es sei etwas Besonderes.“

„Ist es auch. Aber die Wirklichkeit ist oft nicht so glänzend, wie sie möglicherweise auf andere wirkt.“

„Wie ist sie denn?“

„Anstrengend, quälend zuweilen. In letzter Zeit ist mir nicht viel gelungen, aber ich bin zuversichtlich, dass es jetzt besser wird.“

„Was stimmt Sie so zuversichtlich?“

„Eine Reise hat mich immer inspiriert, neue Türen geöffnet. So auch diesmal, hoffe ich.“

„Darf ich fragen, was Sie schreiben?“

„Geschichten“, sagte er, „ich erfinde Geschichten.“ Er zeigte auf ihr Buch: „So etwas wie das da.“

„Das ist ein *Roman!*“

„Also, wenn es gut läuft“, beeilte er sich zu erklären und tippte auf seine Mappe, „dann wird auch das hier ein *Roman*.“ Von seinem Stipendium wollte er nichts erzählen, fürchtete, es könne angeberisch erscheinen.

„Und wie geht es voran mit dem Roman?“

„Gerade erst angefangen. Noch zu früh, das zu sagen.“

Sie schwieg.

„Und was lesen Sie?“, fragte er.

Sie zeigte ihm das Buch.

Er fragte, ob er es einmal zur Hand nehmen könne; sie reichte es ihm.

Er betrachtete das Titelbild, las den Klappentext: Leichte Kost, seichte Unterhaltung, so erschien es ihm. Doch er spürte Neid, denn damit konnte man offenbar viel eher Erfolg haben als mit den abstrakten, konstruierten Themen, mit denen er sich meist herumplagte.

„Reisen Sie oft?“, fragte er und reichte das Buch zurück.

„Häufiger, ja.“

„Kennen Sie die Insel gut?“

„Ich denke schon.“

Die Tür ging auf und das ältere Ehepaar kam herein. Beide hatten den Weg hierhin nicht ganz unbeschadet überstanden: Der helle Reisemantel des Mannes war voller Flecken, und die Brille der Frau wirkte seltsam verbogen.

Clemens schenkte ihnen einen mitfühlenden Blick.

Der Mann fragte, ob an seinem Tisch noch frei sei.

„Für eine Person ja“, sagte Clemens, „zwei, ich fürchte, das wird zu eng.“

Ungläubig blieb der Mann stehen, als könne er sein Pech nicht fassen. Dann ging er, von ihr angeschoben, weiter.

Clemens nahm das Gespräch wieder auf: „Sie waren schon oft auf der Insel, haben Sie gesagt?“

„Einige Male, ja.“

„Ich war einmal dort, aber das ist so lange her, ich erinnere mich kaum. Hätten Sie nicht ein paar Tipps für mich?“

„Für was interessieren Sie sich denn?“

„Eigentlich für alles.“

Sie sah ihn prüfend an, als wähle sie gedanklich aus einem Katalog geeignete Vorschläge für ihn aus: „Kennen Sie den Presseclub?“

Er verneinte.

„Das ist das Café, in dem es die besten Krabbenbrötchen gibt.“

„Ich habe noch nie im Leben Krabben gegessen.“

„Und wenn Sie einmal aufs Festland und wieder zurückfahren, dann verlangen Sie eine Arbeiterrückfahrkarte.“

„Ich arbeite nicht auf der Insel, jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinn.“

„Wenn Sie gefragt werden, was Sie arbeiten, sagen Sie: Saisonarbeit im Hotel Kaiser.“

„In gewisser Hinsicht ist es Saisonarbeit, was ich mache.“

„Fragen Sie Ihren Gastgeber, ob er Ihnen zu einer ermäßigten Kurtaxe verhelfen kann. Und für Schwimmbad und Museum gibt es vergünstigte Eintrittskarten.

Vielleicht haben Sie Anspruch darauf.“

„Bestimmt. Schriftsteller haben immer Anspruch auf so was. Manchmal reicht schon ein Hinweis auf das Bild vom armen Poeten.“

Sie gab ihm weitere Tipps, von denen er einige – Milchbar, Surfcafé, Haifischbar – schon kannte, andere nicht.

„Wollen Sie nicht einen Inselführer für Insider schreiben?“, fragte er.

„Sie sind der Schriftsteller“, antwortete sie. „Und Sie kennen sich aus. Wir könnten uns zusammentun!“

Sie blieb die Antwort schuldig.

*

Norddeich-Mole. Es blieb noch Zeit, bis das Schiff ablegte, der Zugang war noch nicht freigegeben. Die Partyleute sammelten sich an Imbissbuden, wo es Fischbrötchen und Alkoholisches gab, und dass sich beides nicht immer gut vertrug, war auf dem Boden an verschiedenen Stellen deutlich zu sehen.

Sie gingen nach vorn zur Hafenausfahrt, wo sie allein waren. Clemens blickte zur Insel: unverkennbar die Silhouette der Häuser am Strand, flach, geradezu geduckt, bis auf ein Hochhaus, das herausragte, gleich so, als hätte sich der Architekt im Maßstab vertan.

Er zitierte er ein Gedicht von Heinrich Heine, das er wegen seiner Kürze behalten hatte und das auf Norderney entstanden sein sollte:

„Das Fräulein stand am Meere und seufzte lang und bang,

es rührte sie so sehr der Sonnenuntergang.

*Mein Fräulein! sein Sie munter, das ist ein altes Stück,
da vorne geht sie unter und kehrt von hinten zurück.“*

Sie lachte: „Sie klingen wie ein Professor, wissen Sie das?“

„Wer sagt Ihnen, dass ich keiner bin?“

„Sie sagten, Sie schreiben.“

„Tun Professoren das etwa nicht?“

Der Zugang wurde freigegeben, die Menschen strömten an Bord, Matrosen passten auf, dass niemand ins Wasser fiel.

Sie zögerten vor einem Schild, das auf einen Bereich mit und einen ohne Restauration hinwies, und entschieden sich für das Restaurant.

Schnell füllte sich der Raum.

Sie setzten sich ans Fenster, bestellten Kaffee. Neben ihnen nahm eine Familie Platz, packte Essen und Getränke aus und verneinte die Frage des Kellners, ob es etwas sein dürfe.

Am nächsten Tisch verlangte eine Partyrunde Bier und fragte, welchen Schnaps man im Norden trinke.

Daraufhin brachte der Kellner eine Runde „Küstennebel“.

„Wie halten die das durch?“, fragte Clemens.

„Die Übung macht’s“, vermutete sie.

„Ich meine, die müssen doch abends fix und fertig sein.“

„Vermutlich ist genau das ihr Ziel.“

„Wie die sich anbaggern. Ich meine, wenn da ...“

„Sie fragen sich, wie da noch was laufen soll?“

„Ehrlich gesagt: ja.“

„Ich habe von Tabletten gehört, die in solchen Situationen helfen.“

Langsam verließ das Schiff den Hafen, fuhr durch die mit Pfosten gesäumte Fahrinne – auf jedem Pfosten eine Möwe. Das Bild erinnerte ihn an die kleinen maritimen Andenken aus Holz, die man selbst in seiner Heimatstadt, eine halbe Tagesreise von der Küste entfernt, mittlerweile in jedem Dekogeschäft kaufen konnte.

Das Schiff nahm Fahrt auf. Zur Linken lag Juist, zur Rechten Ney. Sie passierten Sandbänke, auf denen sich Seehunde von der Sonne wärmen ließen. Clemens

fotografierte sie, obwohl er ahnte, dass sie später bestenfalls als kleine unscharfe Punkte zu sehen sein würden. Er wollte auch Elvira fotografieren, doch sie sagte, sie möge das nicht.

Das Schiff änderte die Fahrtrichtung und begann zu rollen.

„Ist das immer so?“, fragte er.

„Ist Ihnen schlecht?“

„Es geht.“

„Möchten Sie eine Rettungsweste?“

„Danke, nicht nötig.“ Nach einer Pause fügte er hinzu: „Wo sind sie denn eigentlich, die Rettungswesten?“

„Unter den Sitzen.“

„Beruhigend zu wissen.“

„Fahren Sie mal bei Sturm, kurz bevor die Schifffahrt eingestellt wird.“

„Ich kann mich beherrschen“, sagte er.

Es entstand eine Pause, von der er nicht wusste, wie er sie beenden sollte. „Wie groß ist eigentlich die Insel?“, fragte er, obwohl er es schon wusste.

„Vierzehn Kilometer lang und einige Kilometer breit. Sehen Sie den Leuchtturm dort?“

„Ja.“

„Von dort aus reicht sie noch einmal so weit.“

„Aha.“

„Kennen Sie das Schiffswrack im Osten?“

„Ja, aber bei meinem ersten Aufenthalt habe ich es nur mit dem Rad bis zum Leuchtturm geschafft. Vielleicht könnten wir einmal ...“

Sie blieb die Antwort auf das, was eine Frage werden sollte, schuldig.

*

Die Passagiere gingen von Bord und zogen ihre Rollkoffer wie angeleinte Haustiere hinter sich her. Manche der Feiernden mussten schon gestützt werden, andere tanzten zum Takt ihrer Schlagermusik der Insel entgegen. Am Ausgang wurden ihnen Plastikkarten ausgehändigt, die sie für die Dauer ihres Aufenthalts als Inselgäste auswiesen: die Norderney-Card mit all ihren Vorzügen.

Ab wann lohnt es sich eigentlich, sie zu verlieren?, fragte sich Clemens und steckte seine ein.

„Gehen wir zu Fuß?“, fragte sie.

„Ja, gerne.“

„Welches ist dein Hotel?“, fragte sie, entschuldigte sich, korrigierte: „Welches ist *Ihr* Hotel?“

„Das Du ist schon ok“, sagte er. „Ich wohne im Haus der Kunst.“

„Haus der Kunst? Kommen da nicht nur Stipendiaten hin?“

„Ich *habe* ein Stipendium.“

„Ein *echter* Schriftsteller also!“

„Nein, eine Fälschung. Aber nicht weitersagen.“

„Und wie lange dauert dein Aufenthalt?“

„Einen Monat.“

„Ich gratuliere!“

„Es ist auch mit Auflagen verbunden: Ich soll Kontakt zu Presse und Schulen halten, einen Blog schreiben, und innerhalb von zwei Jahren muss ich ein Buch veröffentlichen oder das Geld zurückzahlen.“

Über die Preissumme wollte er nicht reden, ebenso wenig darüber, dass das Geld gerade so eben ausgereicht hatte, um sein überzogenes Konto wieder auszugleichen. Seinen da schon gefassten Entschluss, wieder in die Arbeit in der Pflege zurückzugehen, hatte er noch einmal aufgeschoben. Doch davon wollte er jetzt nicht erzählen, es beschäftigte ihn selber noch zu sehr, und Freude und Zweifel hielten sich die Waage.

„Und selbst?“, fragte er, „wo wohnst du?“

„Hotel des Arts.“

„Ist das nicht das teuerste Haus am Platz?“

„Wer länger bleibt, bekommt viel Rabatt“, sagte sie, und er dachte, dass er besser nicht gefragt hätte.

„Vielleicht können wir heute Abend noch etwas unternehmen?“, schlug er vor.

Wieder erhielt er keine Antwort.

Warum sage ich immer das Falsche?, dachte er.

*

Es ging bergan, es war warm, und das Gepäck fühlte sich schwer an.

„Kannst du noch?“, rief sie, als er hinter ihr zurückblieb.

„Klar.“

„Wenn ich dir etwas abnehmen soll, brauchst du es nur zu sagen.“

„Kommt nicht infrage.“

Sie blieb stehen, wartete, bis er zu ihr aufschloss.

„Wie oft warst du schon auf der Insel?“, fragte er.

„Ich glaube, nach dem zehnten Besuch habe ich aufgehört zu zählen.“

„So oft? Was ist Besonderes daran?“

„Es gefällt mir, Vertrautes wiederzusehen, im Hotel, im Restaurant mit Namen begrüßt zu werden.“

„Könnte mir wohl nicht passieren.“

„Außerdem ist die Insel auch ohne Auto gut zu erreichen.“

„Stimmt: Aus dem Zug einmal über die Straße, schon ist man auf der Fähre.“

Sie passierten ein Gelände, auf dem leuchtend orangene und grüne Bojen lagen und auf ihren Einsatz warteten. Bald folgten Parkplätze, die Clemens viel zu groß für die Insel erschienen. Endlich tauchten die ersten Häuser und Geschäfte auf, und das Zentrum der Insel kam in Sicht. „Conversationshaus“ stand auf einem Gebäude, davor ein Park, eine Blumenanlage, ein Springbrunnen, Geschäfte, Menschen. Ihr Haus lag näher als seins, also gingen sie zunächst dorthin. Es war ein modernes Hotel, das sich deutlich von seiner Umgebung abhob: eine Orgie aus Stahl und Glas, geschwungene Formen, durchbrochene Flächen, offenbar Segel darstellend. Er fühlte sich deplatziert vor dieser Architektur, inmitten all der gut gekleideten Menschen, die ein- und ausgingen und ihn ansahen wie Vorgesetzte ihre Untergebenen ansehen.

Er reichte ihr ihren Koffer zurück. „Also dann, einen schönen Aufenthalt.“

„Dir viel Erfolg beim Schreiben.“

„Vielleicht sehen wir uns einmal?“

„Ja, vielleicht begegnen wir uns.“

„Nicht ausgeschlossen auf einer Insel.“

„Nein, sicher nicht.“

„Könnte man dem Zufall nicht etwas nachhelfen?“

„Wir telefonieren“, sagte sie, öffnete ihre Handtasche, gab ihm ein Kärtchen. „Es ist noch von meiner letzten Arbeitsstelle. Die Daten stimmen nicht mehr, aber die Telefonnummer ist noch dieselbe.“

„Meine Kärtchen sind gerade im Druck“, log er und sagte, dass er ihr eine SMS schicken werde, dann habe sie auch seine Nummer.

Er sah zu, wie sie im gläsernen Foyer verschwand. An der Rezeption wurde sie mit einem Lächeln und herzlichen Gesten wie eine gute Bekannte begrüßt. Er fragte sich, warum er nicht solche, sondern immer nur die billigsten Übernachtungsmöglichkeiten wählen konnte. Und ob sich das je ändern ließe.

*

Das Haus der Kunst lag weiter östlich, die Jann-Berghaus-Straße hinunter, dann noch ein Stück. Täuschte es ihn, oder rümpften die Einheimischen, wenn er sich des Weges vergewisserte, beim Wort „Haus der Kunst“ unmerklich die Nase?

Als er ankam, fand er kein gläsernes Foyer vor, keine sich automatisch öffnende Tür, niemanden, der Ankommende begrüßte. Schon eher wirkte das alte, zweistöckige Haus mit seinem dunklen Backstein so, als wolle es keine Gäste empfangen.

Er ging ein paar Stufen zum Eingang hoch und drückte die Klingel einer Sprechanlage, auf der kaum noch leserlich „HDK“ stand.

Ein Mann meldete sich, doch die Tür blieb zu.

Clemens nannte seinen Namen, sagte, dass er angekommen sei und fragte, was er tun sollte.

„Warten, bis ich da bin.“

Er stellte sein Gepäck ab, setzte sich auf die Treppe, versuchte sich vorzustellen, dass dieses Haus in den nächsten vier Wochen sein Zuhause sein sollte. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt so lange weg gewesen war.

Alles hier wirkte heller, sauberer auf ihn als im Rheinland, und die Luft war besser.

Elviras Kärtchen: Den Namen des Unternehmens, für das sie gearbeitet hatte, hatte er schon mal gehört. Mit der Berufsbezeichnung Key Account Manager dagegen wusste er nichts anzufangen.

In einem Milieu wie ihrem würde er wohl nie eine Geschichte spielen lassen können. Oder doch, jetzt, wo er jemanden wie sie kennengelernt hatte?

Sie hatte Recht gehabt mit ihrer Skepsis, als er seinen Beruf nannte: Schon begann er, sie in Gedanken in literarische Handlungsstränge einzubauen, schon tauchten erste Bruchstücke einer neuen Geschichte in seiner Vorstellung auf, die auf der Insel spielte und in der sie eine Rolle spielte.

*

Ein Mann kam die Straße entlang, neben ihm ein Hund, unangeleint. Der Mann – Clemens schätzte ihn auf Ende fünfzig, Anfang sechzig – wirkte trotz seiner kurzen grauen Haare, die in gleicher Länge Kopf, Wangen und Kinn bedeckten, drahtig und energisch auf ihn. Der Hund, ein Dalmatiner, eher nicht.

„Der ist schon senil und etwas inkontinent“, sagte der Mann, „wenn er nach draußen muss, sollte man nicht zu lange warten.“

Clemens streichelte ihn, um Freundschaft zu schließen, der Hund zeigte keine Reaktion.

„Ich bin Clemens Kleine. Wir hatten telefoniert.“ Er streckte die Hand aus.

„Und Sie sind Heinrich Westermann?“

„Henry“, korrigierte der Angesprochene, reichte ebenfalls die Hand, schloss dann auf, ging voraus.

Clemens folgte ihm und fragte sich, ob der Vorname auch das Angebot, sich zu duzen beinhaltete oder nicht.

Drinne empfing sie ein schummriger Eingang, es roch muffig. Clemens spürte das Alter des Hauses, die Dielen knarrten, und die Holzvertäfelten Wände schluckten das Licht.

„Hattest du eine gute Fahrt?“

Also das Du. Es ging Clemens etwas zu schnell. „Ja, danke“, antwortete er leise.

„Warst du schon mal im Haus der Kunst?“

„Nein, noch nie.“

„Und auf der Insel?“

„Ja, aber das ist schon Jahre her.“

Sie durchquerten einen leeren Ausstellungsraum.

„Hier wird eine Künstlerin arbeiten“, erklärte Henry, „und später, zum Fest der Kunst, auch ausstellen.“

„Fest der Kunst?“

„Ja, eine öffentliche Veranstaltung mit Vernissage, Musik, Kabarett, und einige Stipendiaten der letzten Jahre werden lesen. Die Inselformenanz wird da sein und die Stifter des Hauses.“

Clemens fragte nach dem Datum.

Henry nannte es ihm.

„Da bin ich noch da!“, freute sich Clemens, der wie selbstverständlich davon ausging, als residierender Stipendiat ebenfalls lesen zu dürfen.

Er folgte Henry in den ersten Stock. Der Flur dort mündete in einen großen Fernsehraum.

„Bettwäsche liegt für dich bereit. Um alles andere musst du dich selbst kümmern. Dies ist ein Haus für Selbstversorger.“

„Ich weiß. Stand im Infoblatt.“

„Wir legen Wert auf Nachhaltigkeit.“

„Sehr gut!“

„Wir achten auf Mülltrennung ...“

„Selbstverständlich.“

„... denn schließlich muss der Müll, der auf die Insel kommt, auch wieder hinunter.“

„Logisch.“

„Zweimal die Woche kommt eine Reinigungskraft: Frau Teuschner. Sie kümmert sich um alles; du kannst sie fragen, wenn du etwas brauchst.“

„Gut zu wissen.“

Henry öffnete eine Tür: „Writers room. Dein Reich!“

Clemens betrat sein Reich, und Henry und sein Hund blieben in der Tür stehen, als fürchteten sie, er könne wieder fliehen.

Tatsächlich hegte er für kurze Zeit diesen Gedanken, denn das Zimmer wirkte wie ein lange nicht mehr renovierter Raum aus einem Hotel ohne Sterne auf ihn.

Schreibtisch, Stühle, PC, Bücherregal – alles machte den Eindruck, als sei es nur notdürftig gereinigt worden, und in einem Papierkorb von beachtlichem Format lagen zerknüllte Blätter.

Er legte seinen Rucksack und die Maltaschen mit ihrem kümmerlichen verbliebenen Inhalt ab, rückte den einzigen vorhandenen Stuhl zurecht und setzte sich an den Tisch. Er nahm Block und Stift und tat, als wolle er mit dem Schreiben beginnen. Der Stuhl knarrte und wackelte. Ein wenig irritierten Clemens die Abdrücke von Gläsern oder Tassen auf dem Tisch, und er fühlte mit dem Zeigefinger da-rüber.

„Dein Vorgänger ist überstürzt abgereist. Wir hatten bisher nur Zeit für eine Sicht-, aber nicht für eine Grundreinigung.“

Sichtreinigung, dachte Clemens, das Wort sollte ich mir merken. Klingt toll und ist offenbar doch nur ein Synonym für totale Schlamperei.

„Hast du noch Fragen?“

„Nein.“

„Dann komm mit nach unten, es gibt noch ein paar Formalitäten.“

Im Büro schaltete Henry einen PC an und druckte ein Formular aus. Clemens trug Name, Anschrift, Aufenthaltsdauer ein, nur beim Feld „Beruf“ zögerte er: Es war, als weigere sich seine Hand, „Schriftsteller“ einzutragen, als folge sie nur widerwillig seinem Befehl.

Für Haus- und Zimmerschlüssel wollte Henry fünf-zig Euro Pfand haben, doch Clemens sagte, er habe nicht so viel dabei und fragte, ob er nicht etwas anderes dalassen könne.

„Was denn?“, fragte Henry.

Clemens überlegte, zeigte dann auf seine Armbanduhr.

Henry verzog das Gesicht und strich das Feld „Pfandhinterlegung“ durch. Er reichte Clemens das Formular zum Unterschreiben.

Clemens fragte nach der ermäßigten Kurtaxe und den vergünstigten Eintrittskarten, Henry nickte und versprach, sich darum zu kümmern. Von der Frage, ob er diesen PC zum Eintippen seiner Texte benutzen dürfe, schien Henry nicht begeistert zu sein.

„Hast du keinen Laptop?“

„Nein.“

„Gut, ich richte dir hier einen eigenen Zugang ein. Ich zeige dir unsere Webpräsenz und wie du dort deinen Blog führen kannst.“

„Was muss ich dort hineinschreiben? Ich habe so etwas noch nie gemacht.“

„Du kannst die Einträge deiner Vorgänger lesen oder andere Blogs googeln. Du hast alle Freiheiten, nur schlechtmachen solltest du das Haus nicht. Wes‘ Brot ich ess‘, des‘ Lied ich sing.“

„Ich werde Arien trällern.“

„Es gibt eine kleine Schriftenreihe des Hauses. Wenn du einverstanden bist, publizieren wir darin die Geschichte, die du eingesandt hast. Oder hast du noch etwas anderes?“

„Derzeit nicht.“

„Du siehst: Eine kleine Publikation ist dir auch schon sicher. Wenn auch kein Buch, nur ein Heft.“

„Reicht das schon als Nachweis einer Veröffentlichung? Ich meine, um das Stipendium nicht zurück-zahlen zu müssen?“

„Nein. Aber du hast ja noch zwei Jahre Zeit.“

„Und wenn ich es nicht schaffe?“

„Die schriftliche Zusage eines Verlags würde uns zunächst reichen.“ Clemens fragte, ob Henry den PC anlassen könne, er wolle sein E-Mail-Postfach kontrollieren.

„Wenn du ihn nachher runterfährst.“

„Klar. Und wenn ich ihn wieder starten will: Gibt es ein Passwort?“

„123Ney.“

„Ney?“

„N. E. Y. Die Kurzbezeichnung für die Insel.“

„Danke.“

„Für morgen Abend möchte ich dich übrigens zu uns einladen, zu einem Welcome-Menü, das ich für jeden Stipendiaten koche. So können wir uns ein bisschen besser kennenlernen.“

„Gern, wann soll ich da sein?“

„Sagen wir halb acht.“

„Ich werde pünktlich sein.“

Henry öffnete die Haustür und wartete, bis der Hund draußen war.

„Und frohes Schaffen und gutes Gelingen!“, wünschte er und zog die Tür ins Schloss.

„Danke“, sagte Clemens in Richtung Tür.

*

Auf einmal allein in dem großen Haus, spürte Clemens Unbehagen. Konnte ihm hier das Erhoffte gelingen? Würden sich seine Erwartungen erfüllen? In jedem Fall warteten hier keine unerledigten Arbeiten, Pflichten, Ablenkungen auf ihn, und es gab keine Ausreden mehr, auf wen, außer sich selbst, er ein Scheitern hätte schieben können.

Er setzte sich, las seine E-Mails, postete etwas auf Facebook, schrieb, wo er sei. Vom Chip seiner Kamera lud er einige Fotos hoch. Die kleinen dunklen Punkte

auf den Sandbänken seien Seehunde, schrieb er als Erklärung für seine Facebook-„Freunde“. Ein „Freund“, gerade online, klickte „Gefällt mir“, und Clemens schrieb ihm einen kurzen Gruß.

Auf einem anderen Bild entdeckte er die zufällig ins Bild geratene Elvira. Im Gegensatz zur Präsenz, die sie in seiner Gegenwart gehabt hatte, wirkte sie nun klein, beinahe unscheinbar auf ihn. Er schickte ihr eine SMS mit der Frage, wie es ihr gehe. Minuten später die Antwort: „Gut. Und selbst?“

„Danke, auch. Sehen wir uns morgen?“

Wieder keine Antwort.

*

Je länger er am Schreibtisch saß, umso mehr Geräusche nahm er wahr: den Wind, der in den alten Fenstern pfiff, das Knarren im Gebälk, gleich so, als gehe dort jemand auf einem alten Holzfußboden entlang. Er kontrollierte Flur und Zimmer, aber da war niemand. Versteckten sich Musen oder Trolle in diesem Haus? Hielten sie ihn von der Arbeit ab oder trieben sie ihn an?

Draußen war es warm gewesen, doch hier drinnen fror er, und die Heizung war offenbar noch nicht eingeschaltet; sie blieb kalt, so weit er sie auch aufdrehte. Er zog seine Jacke an und schlug sich eine Decke um die Beine –, er hatte nicht vorgehabt, dem Bild des armen Poeten zu entsprechen, und dass er es tat, hatte rein gar nichts Erbauliches und war auch kein Trost für ihn.

Schwere Vorhänge zierten die hohen Fenster, die Tapete wirkte verblichen, das Waschbecken gelblich verfärbt, so dass er sich unwillkürlich fragte, wie viele betrunkene Literaten dort schon hineingepinkelt haben mochten. Und der alte massive Heizkörper aus dem Heizkörpermuseum, der aus den Tiefen seiner Rohre ab und an ein undefinierbares Knacken von sich gab, konnte er den ignorieren, wenn er sich auf die Arbeit konzentrierte? Langsam verstand er, warum der Papierkorb so groß war: Ganze missratene Romane hatten darin Platz.

In der Küche fand er manches, das offenbar noch von seinem Vorgänger stammte: zwei Dosen Ravioli, ein Glas Rote Beete, eins mit Gurken und eine Dose dänisches Frühstücksfleisch. Wie aus diesen Zutaten große Literatur entstehen sollte, war ihm schleierhaft. Haltbarkeitsdaten? Literaten hatten offenbar Wichtigeres im Sinn. Etwas

Tee, Kaffee, Zucker, Salz, Gewürze waren auch noch da, dies immerhin musste er nicht kaufen.

Im Kühlschrank stand eine Flasche Sekt, ungeöffnet. Von seinem Vorgänger? Von Henry zur Begrüßung? Er kontrollierte das Ablaufdatum, nahm sie mit in den Fernsehraum, trank und sah fern.

Bald spürte er die Wirkung des Alkohols, fühlte er Schwere in den Gliedern. Der Tag war anstrengend gewesen, und er beschloss, früh schlafen zu gehen. Doch er schlief schlecht, wie immer in der ersten Nacht an einem fremden Ort.

2

Seine Mutter: Hatte er ihr von dem Stipendium erzählt, hatte sie verstanden, dass er vier Wochen fortblieb? Wenn er mit ihr sprach, wechselten sie viele Worte, und das, was er ihr eigentlich sagen wollte, ging unter.

Er rief sie an, sagte, dass er kurzfristig ein Stipendium für Norderney erhalten habe und nicht mehr dazu gekommen sei, ihr Bescheid zu geben.

Nach einem langen Moment des Schweigens fragte sie, ob er sich das auch gut überlegt habe.

„Doch, habe ich.“

„Bringt das denn was?“

„Ich bin nicht hier, weil es etwas bringen soll“, widersprach er, obwohl das Gegenteil zutraf.

„Die See, na ja, warum nicht, du hattest schon immer schwache Lungen. Ich weiß noch, mit vier, fünf Jahren ...“

„... da lag ich im Krankenhaus unterm Sauerstoffzelt“, ergänzte er – er kannte die Geschichte auswendig.

„Und mit sechs ...“

„Bin ich das erste Mal in Kur gewesen, ja.“

„Und das Rauchen ...“

„Hätte ich nie anfangen dürfen, ich weiß. Ich habe übrigens schon fast ganz wieder aufgehört.“

„Hast du auch genügend Sachen zum Anziehen dabei?“

„Fürs erste schon. Es gibt ja auch Geschäfte, in denen man etwas kaufen kann. Selbst hier.“

„Ist das nicht zu teuer?“

„Es ist schon teurer als auf dem Festland. Ich wollte fragen, ob du mir deshalb ..., aus diesem Grunde ...“

Sie unterbrach ihn und fragte, ob er sich auf der Insel denn auch richtig ernähre.

„Nein“, antwortete er, „hier gibt es nichts, hier ist es wie im Winter fünfundvierzig/sechsvierzig.“

„Nicht nur das fertige Zeug aus der Dose, und nicht nur die fettigen Sachen von der Imbissbude, da fehlen die Vitamine, und gerade die brauchst du in der rauen Seeluft.“

„Und wie geht es dir?“, versuchte er das Thema zu wechseln.

Sie begann von all dem zu erzählen, das ihr in den vergangenen Tagen passiert war. Je älter sie wurde, umso stärker wurde ihr Hang zu monologisieren. Einerseits störte es ihn, andererseits tat es gut, die vertraute Stimme zu hören. Manchmal fragte er sich, wie lange das noch der Fall sein werde. Dann unterdrückte er seine Ungeduld und wartete lange, bevor er eine Ausrede erfand, warum er auflegen müsse.

„Könntest du mir nicht zweihundert Euro schicken?“

„Wenn das verloren geht ...“

„Am Bahnhof bei dir ist ein Geschäft, die bieten Money Transfer an. Dieser Laden, der zugleich ein Callshop ist, du weißt schon.“

„Da bin ich noch nicht drin gewesen. Und was für Leute immer davor stehen! Ich weiß nicht.“

Clemens musste ihr Recht geben: Die Leute in und vor diesem Laden sahen nicht sehr vertrauenerweckend aus, eher so, als wollten sie das Money geradewegs in ihre Taschen transferieren. Er und seine Mutter einigten sich darauf, die Scheine in ein Buch einzulegen und dieses zu schicken. Nur über die Summe wurden sie sich nicht einig, und je mehr er forderte, umso kleiner wurde das Angebot. Besser, er schwieg.

„Mutter, ich muss jetzt auflegen, aber ich melde mich wieder. Jede Woche werde ich anrufen.“

„Andere Söhne kommen ihre Eltern jeden Tag besuchen.“

„Andere Söhne bleiben ein Leben lang abhängig und lebensuntüchtig.“

„Und deine Bitte um Geld? Worin besteht denn da die Unabhängigkeit?“

„Mutter, wir hatten das alles schon.“

„Eine Schande, dass du deine Stelle gekündigt hast.“

„Es gibt Dinge, die kann ich dir nicht erklären.“

„Welche Frau will schon einen Mann ohne festes Einkommen? Wovon willst du eine Familie ernähren?“

Seit einem Jahr stellte sie ihm dieselben Fragen. Seit einem Jahr verteidigte er sich für seinen Entschluss. Und kam bei ihr keinen Schritt weiter. Er log, dass sein Guthaben zu Ende sei und drückte die Taste, die das Gespräch beendete.

*

Später rief Elvira an und fragte, wie es ihm gehe.

„Gut“, sagte er.

„Störe ich?“

„Nein, warum?“

„Bestimmt schreibst du gerade.“

„Im Moment nicht.“

Sie schwieg.

Er hatte das Gefühl, dass sie sich mit ihm verabreden wollte, doch aber erwartete, dass der Vorschlag dazu von ihm kam.

„Und im des Arts?“, fragte er.

„Ich habe dasselbe Zimmer wie letztes Mal.“

„Du sagtest, du kennst die Insel. Möchtest du sie mir nicht ein wenig zeigen?“

„Was willst du sehen?“

„Weiß nicht. Eigentlich alles.“

„Kennst du die Milchbar?“

„Ja, schon mal gewesen, bei meinem ersten Besuch.“

„Da hat man einen schönen Blick aufs Meer. Nachher um halb acht?“

„Nein, nachher geht nicht. Ich bin eingeladen.“

„Oh, gerade angekommen und schon ein voller Terminkalender?“

„Der Gastgeber kocht. Kann ich unmöglich absagen. Morgen um acht ginge.“

„Einverstanden.“

„Also dann.“

*

Nun aber wollte er mit dem beginnen, weshalb er hier-hergekommen war: schreiben, die Geschichte fortführen, mit der er das Stipendium gewonnen hatte.

Die Erzählung handelte von einem Mann, der seine Ex wiedertrifft und merkt, dass er über die Trennung noch nicht hinweg ist. Ungute Erinnerungen steigen in ihm auf; wegen ihr ist er weggezogen, weil er ihre Nähe und all die gemeinsamen Erinnerungen nicht mehr ertragen konnte, und nun, da sie sich im Bahnhof seiner neuen Heimatstadt begegnen, ist es für ihn so, als sei sein Umzug, seine Flucht für ungültig erklärt worden. Hatte in ihrer Beziehung auch nicht viel gestimmt, im Bett war es gut gewesen, und er weiß, dass er wieder mit ihr schlafen will, weiß, dass es passieren wird, und die Verwirrung, in die ihn dieses Abenteuer stürzt, er ahnt sie schon, doch er blendet sie aus. Sie verbringen die Nacht zusammen, sie fährt einen Tag später weiter als geplant, und im Bahnhof, wo er sie getroffen hat, spielt auch die Abschiedsszene.

Um das Stipendium zu bekommen, hatte er ein Exposé verfasst, hatte von einem Roman geschrieben und dass der Text ein Auszug daraus sei. Dass er gerade an der Beendigung des Projekts arbeite, hatte er geschrieben, und dass er sich einen geschützten Platz, einen Rückzugsort wünsche, wo er dem Text einen letzten Schliff geben und alles zu einem guten Ende bringen könne. Offenbar hatte das die Jury – gab es außer Henry eigentlich noch weitere Mitglieder? – überzeugt, sonst wäre er jetzt nicht hier.

Das Problem: Den längeren Text gab es nicht, das Exposé war eine Lüge – und er weit davon entfernt, einen Roman zu Ende zu bringen. Er wusste selbst nicht genau, wie sich das mit seinem Vorhaben vertrug, eine Existenz als Schriftsteller zu gründen, wo ihm doch alle Welt erzählte, es brauche dafür Romane; er hoffte, dass sich diese und weitere Fragen in langen Strandspaziergängen klärten und ihm der Stoff, der ihm noch fehlte, endlich einfiel.

Die Story, er hatte sie in einem Rutsch niedergeschrieben, zwanzig Seiten, ein Rausch, unterstützt von Kaffee, Zigaretten und Schokolade, er hatte sich leergeschrieben, hatte die zwanzig Seiten aus sich herausgepresst. Das Ergebnis stellte ihn zufrieden, weil es aus einem Guss entstanden war, und es war vor allem eines: fertig. Vielleicht gelang es ihm, den Text fortzuführen – irgendwie konnte man alles fortführen, eine Fleißarbeit –, aber wie sollte er wieder genau diesen Ton treffen, wie ihn fortführen und viele weitere Seiten lang durchhalten?

Jemand öffnete und schloss die Haustür und ächzte und stöhnte vor Anstrengung.

Jemand ließ etwas auf den Boden fallen. Jemand kam und ging immer wieder.

Jemand machte Pause, bevor es wieder von Neuem losging.

An Schreiben war nicht mehr zu denken. Clemens stand auf und ging nach unten. Er traf auf eine Frau, von der er gleich annahm, dass es die Künstlerin war, von der Henry erzählt hatte. Sie hatte einiges an Material in den Raum geschafft und machte nun Pause.

„Sie bereiten hier die Ausstellung vor?“, sprach er sie an.

„Und Sie sind der Stipendiat?“

„Ja, genau, Clemens Kleine, hallo.“

Sie reichten sich die Hand.

Clemens schlug ihr das Du vor.

Sie nahm an.

„Brauchst du Hilfe?“, fragte er.

„Das wäre nett. Die schweren Teile kommen noch.“

„Ist Henry denn nicht da?“

„Nein, er ist ein paar Tage verreist.“

Sie gingen hinüber zu Henrys Haus, wo eine Staffelei und ein großer Teppich, den sie als Schutz vor Farbspritzern auslegen wollte, auf ihren Abtransport warteten.

Marie hob den Teppich an, doch Clemens sagte, der sei doch viel zu schwer für sie, er mache das lieber. Doch selbst er schaffte ihn nur ein paar Meter weit.

„Warte, ich habe eine Idee“, sagte Marie, ging und kam wenig später mit einem Einkaufswagen zurück. Sie legten den Teppich auf den Wagen, die Staffelei obendrauf, schoben alles zum Haus der Kunst, luden es dort ab.

„Ich danke dir“, sagte Marie.

„Was ich hier so sehe, ich meine, die Bilder, die du schon ausgepackt hast, die sehen gut aus.“

„Danke.“

„Da wird die Ausstellung bestimmt ein Erfolg.“

„Das weiß man vorher nie so genau.“

„Und jetzt möchtest du sicher weitermalen?“

„Und du schreiben?“

„Dann tun wir doch jetzt einfach das, weshalb wir hier sind.“

*

Doch er merkte bald, nachdem er sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, dass daraus nicht viel werden würde. Viel zu neugierig war er darauf zu sehen, was sie machte, und leise schlich er aus dem Zimmer, den Flur entlang, an das Treppengeländer heran, hinter dem er sich verbarg. Er setzte sich auf den Teppichboden und spähte zwischen den Holzstreben hindurch nach unten. Marie zog Leinwand auf, mischte Farben an, begann dann zu malen, in sich gekehrt, leise Selbstgespräche führend. Sie malte konzentriert eine halbe Stunde lang. Als er schon dachte, das erste Bild sei fertig, übermalte sie es – offenbar mit dem Ergebnis unzufrieden – mit wenigen schnellen Pinselstrichen. Es sah aus, als erkläre sie es für ungültig. Sie stellte es beiseite und nahm die nächste Leinwand.

Diesem Bild erging es ähnlich. Und dem nächsten auch.

Er wunderte sich, denn er fand die Entwürfe gar nicht schlecht.

Schließlich, nach weiteren vergeblichen und wenigen erfolgreichen Anläufen, nach verschiedenen übermalten und nur zwei nicht übermalten Bildern, beendete sie ihre Arbeit, stellte die Leinwände in einer Reihe auf, ordnete ihr Material, wusch die Pinsel aus, befreite die Palette von Farbresten. Sie betrachtete die beiden Bilder lange, bevor sie ihre Jacke überzog und ging.

Clemens kam herunter, ging zum Fenster, sah ihr nach.

*

Das Welcome-Menü stand an. Er ging zu Henrys Haus, klingelte und wurde eingelassen.

Der Dalmatiner kam angetrottet und roch an seinen Schuhen.

„Phoenix, aus!“, rief Henry.

Henrys Wohnung war in etwa so, wie Clemens sie sich vorgestellt hatte: die Höhle eines Bildungsbürgers, die Regale voller Bücher, die Wände voller Bilder. Bücher, CDs, Zeitungen und Zeitschriften bedeckten Boden, Couch und Stühle, so dass kaum Platz zum Sitzen blieb.

„Warte, ich räum die Sachen beiseite“, sagte Henry und machte Platz auf der Couch.

„Was möchtest du trinken?“

„Wenn ich ein Bier ...“

„Gleich.“

Henry ging in die Küche und kam mit einem eingeschenkten Glas zurück.

Clemens wartete, aber da Henry nichts zum Anstoßen holte, trank er.

Marie kam herein.

Henry stellte sie vor: „Marie – Clemens, Clemens – Marie.“

„Hallo, wie geht's?“, fragte Marie.

„Habt ihr euch schon kennengelernt?“

„Ja, etwas“, sagte Clemens.

Marie trug eine Art Hausanzug, und der Rück-schluss, den Clemens daraus zog – dass sie mit Henry zusammenlebte – gefiel ihm gar nicht.

Henry räumte auch die andere Hälfte der Couch frei, sie setzte sich neben Clemens.

„Ich muss in die Küche“, sagte Henry, „das Essen ist gleich fertig. Tauscht euch ein wenig aus, in der nächsten Zeit werdet ihr euch ohnehin häufiger sehen.“

„Kann ich helfen?“, fragte Clemens.

Henry verneinte.

Dann waren sie allein, und Clemens wusste nicht, was er sagen sollte.

Sie machte den Anfang, fragte ihn allerlei zum Thema Schreiben.

Er versuchte, witzig zu antworten, hatte aber nicht das Gefühl, dass es ihm gelang.

Immer wieder musste er auf ihren Hausanzug starren, auf diese Mischung aus Straßen- und Schlafanzug, auf ihre Figur, die sich darunter abzeichnete. Dann fiel ihm auch ein, wo er diese Kleidung schon einmal gesehen hatte: Bei Tchibo, „jede Woche eine neue Welt“, und dieses Stück war in der Welt ein paar Wochen zuvor gewesen. Er hatte in der Tchibofiliale gestanden, die Packungen mit Hausanzügen betrachtet, weniger wegen der Kleidung als dem Foto: Es zeigte eine Frau in eben diesem Anzug; er fand das Foto, fand die Abgebildete erotisch. War also Werbung daran schuld, dass ihn nun das Gefühl von Verliebtheit überkam?

Er fragte sie nach ihrer Malerei, vielmehr: Er formulierte aus dem Halbwissen, das er über Malerei hatte, allerlei Fragen, die ihm selber schon in den Momenten, in denen er sie stellte, peinlich erschienen.

Sie antwortete geduldig und gewissenhaft wie eine Lehrerin, die einem erwachsenen Schüler des zweiten Bildungswegs etwas erklärt, was dieser längst in seiner Schulzeit hätte verstanden haben müssen.

„Von den Bildern, die man hier sieht, sind da welche von dir darunter?“

„In diesem Raum nicht. Ich zeige dir einen Katalog.“

Sie holte einen und reichte ihn ihm. Er begann darin zu blättern.

„Sie wirken nur im Original“, rief Henry aus der Küche.

„Ich finde sie auch so schon beeindruckend“, widersprach Clemens.

„Marie, gehst du einen Wein holen?“, rief Henry.

„Welchen denn?“

Clemens wartete keine Antwort ab, sondern bestimmte: „Ich komme mit.“

Vor dem Weinregal stehend, vor unzähligen Flaschen in vielen Regalen, wusste er allerdings genauso wenig weiter wie sie.

„Was nimmt man denn da so?“, fragte er.

„Kommt auf den Anlass an.“

„Am besten einen Wein, der alt und teuer aussieht.“

Sie zog einen hervor: „Den hier?“

„Sieht gut aus.“

Sie gingen zurück.

„Wenn die Damen und Herren sich dann vorstellen könnten, das Essen einzunehmen“, sagte Henry und bat sie mit der Geste eines Kellners – vorübergebeugt, einen Arm auf dem Rücken, über den anderen eine Serviette gelegt – in die Küche, an die sich das Esszimmer anschloss. Darin ein großer Tisch, eingedeckt.

Siehst du: ein richtiges Essen, Vorspeise, Hauptgang, Nachtisch, nicht das fertige Zeugs aus der Dose oder das ungesunde von der Frittenbude, sagte Clemens in Gedanken zu seiner Mutter und wünschte, er hätte ihr ein Beweisfoto schicken können.

„Ich hoffe, ihr mögt, was ich gekocht habe“, sagte Henry und forderte beide auf, sich zu bedienen.

„Nimmst du Wein?“, fragte er Clemens.

„Ich bleibe lieber beim Bier“, sagte dieser, und Henry schenkte ihm ein weiteres Glas ein.

Sie stießen miteinander an, Henry mit Wein, Clemens mit Bier und Marie mit Wasser.

„Wie gefällt es dir bei im HDK? Hast du dich schon etwas eingelebt?“, fragte Henry.

„Ich denke, es braucht noch Zeit.“

„Bist du mit deinen Arbeitsbedingungen zufrieden?“

„Schon.“

„Klingt etwas zurückhaltend.“

„Ist es auch, aber das bezieht sich mehr auf mich selbst: Jetzt habe ich keine Ausrede mehr, wenn es mit dem Schreiben nicht klappt.“

„Das ist der Sinn des Stipendiums.“

„Es wird schon klappen“, sagte Marie.

„Ich habe auch ein paar Malsachen mitgenommen“, sagte Clemens, „wenn es mit dem Schreiben nicht geht, dann will ich malen.“

„Es gibt einen bestimmten Zweck des Stipendiums“, mahnte Henry.

„Du malst auch?“, fragte Marie.

„Ja, manchmal, aber nicht so gut. Es ist nur so, dass mich im Urlaub oft die Lust dazu überkommt.“

Beim Wort „Urlaub“ rümpfte Henry die Nase.

„Ich wusste nicht, ob es hier preiswerte Malsachen gibt“, fuhr Clemens fort, „also habe ich welche mitgenommen.“

„In Norden gibt es etwas. Und in Emden sogar so etwas wie Auswahl.“

„Leider ist viel Material in diesem grauenvollen Partyzug geblieben. Da waren nur Betrunkene.“

„Ja, es gibt Tage, da sollte man besser nicht mit der Bahn anreisen“, sagte Henry.

„Wieso hat mich niemand gewarnt?“, fragte Clemens.

„Montag haben wir die Insel wieder für uns“, sagte Marie und bot ihm an: „Wenn dir etwas fehlt, kann ich dir aushelfen.“

„Das ist nett. Aber Henry hat schon recht: Ich muss erst mal mit meinem Text weiterkommen.“

„Wahre Künstler-Solidarität!“, resümierte Henry.

Nach dem Essen lehnte Henry sich zurück, zündete sich einen Zigarillo an, und ein intensiver Geruch von vanillearomatisiertem Tabak erfüllte den Raum.

Marie stellte alle Fenster auf Kipp, fragte, ob er sich der Zigaretten nicht enthalten könne.

„Zigarillos“, korrigierte Henry. Er bot Clemens einen an, dieser lehnte ab.

„Seit zwei Jahren schon viel weniger. Und bald schon gar nicht mehr.“

„Respekt!“

„Aber noch ein Bier, da würde ich nicht nein sagen.“

„Gleich, wenn du die Treppe runterkommst, steht ein Kasten. Bedien' dich. Und verzeih: Ich möchte jetzt nicht aufstehen.“

Clemens holte zwei Flaschen nach oben, legte eine in den Kühlschrank. Die andere öffnete er und trank ohne Glas.

„Welches sind deine Ziele“, fragte Henry, „wo siehst du dich in fünf, wo in zehn Jahren?“

Es klang, als sei Clemens nicht der erste, dem er diese Frage stellte.

„Tja, ich weiß nicht ..., vielleicht bei einem kleinen, aber feinen Verlag und vielleicht schon mit einem literarischen Achtungserfolg.“

„Ziemlich viele Vielleicht. Du musst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen.“

„Ich hatte ich mir zum Ziel gesetzt, vielleicht einmal – oh, Entschuldigung – einmal vom Schreiben zu leben, doch um ehrlich zu sein, fühle ich mich noch Lichtjahre von diesem Ziel entfernt.“

„Das wird, glaube mir, das wird. Und wenn dir der Aufenthalt hier die nötige Kraft gibt und deine Batterien auffüllt ...“, er machte eine Pause und zog an seinem Zigarillo, „dann hat es sich schon gelohnt.“

Henry stellte weitere Fragen, Clemens beantwortete sie, und Henry nickte, als kenne er die Antworten bereits.

Was, fragte er sich, sollten denn auch die Pläne eines Literaten sein? Bücher schreiben natürlich. Was er sich von dieser Förderung versprach? Na, einen guten Schritt in diese Richtung zu tun. Und warum dieses Stipendium? Zum Beispiel wegen der See. Aber nicht nur. Er hätte wohl jedes Stipendium angenommen, das ihn seinen Traum vom Schriftstellerdasein noch ein wenig länger hätte weiterträumen lassen.

Henry drückte seinen Zigarillostummel aus.

Clemens wusste nicht, ob die Kopfschmerzen, die er nun spürte, daher kamen oder vom Alkohol.

„Ich möchte ein bisschen vor die Tür gehen und frische Luft schnappen“, sagte er, und Henry schlug vor, er möge doch gleich Phoenix mit nach draußen nehmen, es sei Zeit. Ein paar Tropfen auf dem Fußboden des Flurs zeigten, dass es höchste Zeit war.

„Gehorcht er mir?“, fragte Clemens.

„Wenn er überhaupt mitbekommt, dass du es bist und nicht ich, der ihn ausführt.“

Henry leinte den Hund an und drückte Clemens die Leine in die Hand. Dieser ging mit Phoenix nach draußen, er hoffte, dass Marie mitkäme, aber sie blieb drinnen. Die Tür blieb angelehnt. Er trottete mit dem Hund zu einem Baum, wo dieser sein Geschäft verrichtete. Doch genau genommen verrichtete er die ganze Zeit sein Geschäft – wie eine nasse Spur auf dem Boden zeigte. Mit offenbar noch nicht ganz restentleerter Blase folgte er Clemens weiter, und die Spur setzte sich fort. Bekam man auf Norderney Pampers für Hunde?

„Nein, Phoenix, ich mache mich nicht über dich lustig, ich habe nur sonst wenig zu lachen, da wirst du es mir nachsehen können, oder? Wir kommen alle in das Alter. Du immerhin musst dir keine Gedanken darum machen, wie viele Romane du bis dahin geschafft hast.“

Als spürte der Hund, dass man mit ihm redete, warf er Clemens einen langen Blick zu.

„Wohin willst du“, fragte Clemens, „noch weiter oder zurück Richtung Haus?“

Wieder drinnen, legte sich Phoenix wie ein nasser Sack auf sein Hundefell.

Henry sagte, er habe einen Film über das Haus der Kunst vorbereitet. Offenbar setzte er voraus, dass die Anwesenden Interesse hatte, diesen anzusehen.

Marie sagte, sie kenne ihn schon auswendig und fragte, ob sie bleiben solle.

Clemens sagte, dass er sich freue, wenn sie bleibe.

Henry sagte, das müsse nicht sein.

Marie bestimmte, sie bleibe.

Henry sagte, man könne das auch lassen, das mit dem Film.

Clemens sagte, nun sei er neugierig geworden und wolle ihn sehen.

Henry sagte, dann werde er ihn nun zeigen. Er legte eine DVD ein, dimmte das Licht herunter und ließ eine feierliche Stille einkehren, bevor er auf den Startknopf drückte. Die Geschichte des Hauses, Portraits von Schriftstellern und Künstlern und immer wieder Henry, seine Meinung, seine Ideen. Obwohl er schon im Film alles erklärt hatte, gab er dennoch fortlaufend Kommentare, so dass Clemens und Marie ihn nun in Stereo erlebten.

„Du siehst, wie gut du es hier getroffen hast“, sagte Henry.

„Ich sehe.“

„Du hast berühmte Vorbilder, und wer weiß, vielleicht trittst du einmal in ihre Fußstapfen.“

„Ein bisschen groß, die Abdrücke.“

„Jeder hat mal klein angefangen.“

„Ich werde wohl immer klein bleiben.“

„Das muss nicht sein.“

„Bei dem Nachnamen.“

Nach einigen Sekunden fiel der Groschen, und Henry lachte bemüht.

Der Film endete. Henry schenkte sich Wein nach, entzündete einen zweiten Zigarillo. Clemens stand auf, ging zum Bücherregal, warf einen Blick auf die Buchrücken. Er nahm ein Buch her-aus, in dem ein Zeitungsartikel steckte.

„Das ist von deinem Vorgänger“, sagte Henry.

„Der überstürzt abgereist ist?“

„Ja.“

„Eine Besprechung in der FAZ“, staunte Clemens, überflog den Inhalt und legte das Blatt wieder zusammen.

„Du kannst es nehmen und lesen“, bot Henry an.

„Ich komme darauf zurück“, sagte Clemens und suchte die Reihen nach seinem Buch ab, jenes, das er der Bewerbung beigelegt hatte. Er fand den dünnen Band schließlich zwischen vielen dickleibigen Büchern, zwischen denen es fast unterging.

„Ich würde dein Buch gerne einmal lesen“, sagte Marie.

„Du kannst es jederzeit aus dem Regal nehmen“, schlug Henry vor.

„Wir könnten tauschen: Katalog gegen Buch.“

Er reichte es ihr, sie blätterte darin und lobte den schönen Einband.

„Ja, handwerklich sind sie gut, die Bücher in meinem kleinen Verlag“, sagte Clemens,

„aber bei Werbung und Vertrieb passiert nicht viel, musst du alles selbst besorgen.“

„Nicht verkehrt, wenn sich der Schriftsteller für sein Buch einsetzt.“

„Aber wenn er alles selber machen muss?“

„Dann lernt er, sich durchzusetzen.“

„Ich bin nicht so gut darin, mich selber darzustellen.“

„Auch das kann man lernen.“

„Ich denke, dass sich Qualität früher oder später in jedem Fall durchsetzt“, sagte Marie.

„Ich bin da nicht mehr so sicher“, sagte Clemens.

„Jetzt hast du ein Pfund mehr, mit dem du wuchern kannst“, sagte Henry.

„Du meinst den Aufenthalt hier?“

„Ja.“

„Lass mal, das machen wir schon“, sagte Henry, als Clemens helfen wollte, den Tisch abzuräumen. Doch beide blieben einsilbig, als wollten sie das Gespräch nicht weiter fortsetzen, und als unmissverständliches Zeichen, dass der Abend zu Ende ging, sagte Marie, dass sie sehr müde sei.

Clemens bedankte sich für die Einladung, verabschiedete sich und ging an einem fest schlafenden Phoenix vorbei Richtung Ausgang.

Die Tür fiel hinter ihm mit einer gewissen Endgültigkeit ins Schloss.

4

Am nächsten Abend in der Milchbar. Elvira war noch nicht da. Er bestellte einen Milchkaffee, nahm ihn mit nach vorn in die Ecke mit den Loungesesseln. Zwei waren frei, er besetzte einen und legte seine Jacke über den anderen. Musik lief leise, und leise waren auch die Gespräche.

Immer wieder blickte er zum Eingang, bis er sie endlich hereinkommen sah.

Sie setzte sich zu ihm, fragte, wie es ihm gehe, wie er mit seinem Roman vorankomme.

Er log, dass es gut vorangehe.

„Liest du mir etwas vor?“

„Bei Gelegenheit gerne.“

„Über was schreibst du eigentlich?“

„Ich arbeite an einem Text, den ich zuhause begonnen habe. Es geht um eine Beziehungsgeschichte, ein Wiedersehen.“

„Klingt interessant. Erzählst du mir davon?“

„Besser, ich lese daraus vor.“

Sie blickten nach vorn zur See: Das Programm bestand aus auslaufenden Fischerbooten vor glutrotem Sonnenuntergang: postkartenreife Motive und – so dachte er – die richtige Stimmung, um sich zu verlieben.

Er holte zwei Gläser Wein, sie stießen miteinander an.

„Einmal warst du schon auf der Insel?“, fragte sie.

„Ja, aber das ist lange her.“

„Was hast du hier gemacht, Urlaub?“

„Nicht ganz, meine Eltern waren hier, und mein Vater wurde krank.

Lungenentzündung. Eine Zeitlang sah es nicht gut aus, da bin ich für ein paar Tage hin. Aber natürlich war es auch Urlaub.“

„Wie bist du eigentlich zum Schreiben gekommen?“

„Vielleicht ist meine Mutter daran schuld, sie hat mir als Kind immer vorgelesen.“

„Hast du Geschwister?“

„Nein.“

„Leben deine Eltern noch?“

„Mutter ja, Vater nein.“

Obwohl es ihn nicht störte, wenn sie ihn etwas Persönliches fragte, entstand dennoch eine Pause, von der er nicht wusste, wie er sie beenden sollte.

Es kam ihm sehr recht, dass die Musik vom Band endete und jemand mit E-Gitarre an einen Platz ging, den Clemens zuvor noch gar nicht als Bühne wahrgenommen hatte.

Der Musiker begann, Blues zu spielen und mit rauher Stimme zu singen.

Clemens hörte zu, ließ die Gedanken schweifen, sah auf die See und zum Himmel.

Ein Bild aus orangenen und tiefblauen, beinahe schwarzen Farben, und er dachte an die Bilder von Emil Nolde. Er hatte diese Farbwahl für Phantasien des Künstlers gehalten und stellte nun verblüfft fest, dass es sie wirklich gab.

Es gefiel ihm, nicht viel reden zu müssen, sondern dazusitzen und der Musik zuzuhören. Er vermisste nichts, und er war froh, nicht alleine hier zu sein, jemanden zu haben, mit dem er seine Eindrücke teilen konnte. Hätten sie und er sich woanders auch kaum angesehen, fand sie nun offenbar Gefallen an ihm. Jedenfalls deutete er die Zeichen so, zum Beispiel, dass sie über seine Witze lachte, selbst wenn diese nicht witzig waren, oder dass sie ihre Hand an seine legte, als er ihr draußen, in der Raucherecke, Feuer gab. Nötig wäre das nicht gewesen: An dieser Stelle wehte kein Wind.

(...)